

Körperkult

Der Abschied von überkommenen Konventionen hat das Entstehen neuer Zwänge keineswegs verhindert. Es zeugt von einem deutlichen Unbehagen, wenn in einer Allensbach-Umfrage die Hälfte der Deutschen meint, der heutige Körperkult sei völlig übertrieben. Es scheint, als habe sich die Fitneßwelle teilweise zu einem Körperstyling ausgeweitet, das den Leib nicht nur leistungsmäßig, sondern auch ästhetisch „in Form bringen“ will und sich damit zum Körperkult auswächst: Gymnastik als „Workout für einen Superbody“ (ein Buchtitel); Diät zur Erlangung des „Idealgewichts“ im Sinn eines Schönheits-, nicht eines Gesundheitsideals; Bräunung der Haut das ganze Jahr hindurch; Sich-Schmücken durch Tätowierungen und Piercen, aber auch Bekämpfen von Normabweichungen in der Jugend oder von Formeinbußen im Alter durch Liften, Unterspritzungen, Fettabsaugungen und andere Schönheitsoperationen. Im Vorreiter-Land USA sollen im Jahr 2000 sechs Millionen Schönheitsoperationen durchgeführt worden sein – nicht nur bei reiferen Frauen aus höheren Einkommensschichten, sondern auch bei 16- bis 18jährigen Mädchen aus dem Mittelstand, die sich meistens den Busen vergrößern ließen.

Zwar sind, Befragungen zufolge, die meisten Deutschen mit ihrem Aussehen zufrieden, doch bekennen 29 Prozent der berufstätigen Frauen und 26 Prozent der Großstädter beiderlei Geschlechts: „Ich leide unter dem hohen Anspruch der Gesellschaft, schön sein zu müssen.“ Die Soziologin Waltraud Posch trifft also einen Trend, wenn sie in ihrem Buch „Körper machen Leute“ bemerkt: „Es ist in unserer Gesellschaft normal, ein Problem mit dem eigenen Körper zu haben.“ Nun wußten zwar die Menschen zu allen Zeiten körperliche Schönheit zu schätzen; doch ist die Problematisierung des eigenen Aussehens in einer zur Belastung gesteigerten Form weitgehend zeit- und wohlstandsbedingt.

In ihrer Auswertung von gut 200 Studien haben Alan Feingold und Ronald Mazzella festgestellt, daß die Zahl der Frauen, die mit ihrem Aussehen unzufrieden sind, in den vergangenen 50 Jahren dramatisch gestiegen ist. Das Schönheitsideal hat sich offensichtlich verändert und die Erwartung, ihm zu entsprechen, verstärkt. Plötzlich erklärten Frauenzeitschriften und Beautycenter alle Körperpartien, die vom Idealbild der Models abweichen, zu „Problemzonen“. Sie erhoben Idole zu Vorbildern, die großenteils untergewichtig bis magersüchtig sind, und überforderten damit die real existierenden Frauen. Der perfekte Body wurde die erste Bürgerinnenpflicht, und die Angst, ihr nicht zu genügen, verdrängte vielfach die natürliche Freude an einem gesunden und ästhetisch möglicherweise nur mittellprächtigen Körper. Der Schönheitszwang verwandelte den

Bruder Leib in einen Fremdling, den 15 Prozent der Großstädter sogar als „Gegner“ empfinden. Kein Wunder, daß in den vergangenen fünf Jahrzehnten auch die Eßstörungen zugenommen haben. Inzwischen beginnt der Konflikt ebenfalls die Männer zu erfassen: Seit einigen Jahren wächst auch bei ihnen die Zahl derer, die um ihr Äußeres besorgt sind, ebenso wie die der Eßstörungen.

Der Körperkult hat viele Ursachen. Der Leib konnte ja, je mehr er von der Last schwerer Arbeit befreit und aus einer traditionellen Lebensordnung herausgelöst wurde, zur autonomen Quelle von Freizeitbefriedigungen, Daseinssteigerung und Lebenserfüllung erhoben werden. Das Verlangen nach ewiger Jugend nährt diese „Somatomanie“. Ein verbreitetes Machbarkeitsdenken erwartet, daß Training und Medizin zur ersehnten Vollkommenheit führen müssen. Werbung, Mode und Fernsehen, die makellose Gesichter brauchen, liefern suggestive Leitbilder, und schließlich fördern den Körperkult jene, die mit ihm verdienen.

Wer dies ethisch bewerten will, sollte von der gut belegten Beobachtung der Attraktivitätsforschung ausgehen, daß körperlich attraktive Menschen unwillkürlich erotisch ansprechender, seelisch gesünder, umgänglicher und intelligenter wirken als unattraktive und darum mehr Chancen haben, einen Geschlechtspartner zu finden, gesellschaftliche Anerkennung zu erfahren und im Beruf voranzukommen. Sie sollen sogar bei Gericht mit mildereren Urteilen und bei Ärzten mit größerem Einsatz rechnen können. Attraktivität ist ohne Zweifel wertvoll als Chance, innerhalb einer Liebesbeziehung die Anziehungskraft zu erhöhen, und auch im Bekanntenkreis, im Beruf und in den Medien die Kommunikation zu erleichtern. Insofern besteht kein Grund, in schwerwiegenden Fällen eine Schönheitsoperation abzulehnen, die derzeit geltende Schminkpflicht zu bekämpfen oder jedes Jahr den am schlechtesten frisierten Prominenten auszuzeichnen.

Allerdings sollte man auch um die negativen Folgen einer Instrumentalisierung und Überschätzung der ungleich verteilten Naturgabe Attraktivität wissen. Dies könnte helfen – da man keine Quote für Häßliche einführen kann –, soziale Benachteiligung und grundlose Geringschätzung zu vermeiden. Es würde aber auch der Selbsttäuschung vorbeugen, durch Körperkult lasse sich ein tragfähiges „Selbstbewußtsein tanken“, und wer schön sei, brauche sich um partnerschaftliches Verhalten, Charme, Bildung oder Leistung nicht mehr zu bemühen. So kämen andere Ressourcen der Selbstdarstellung in den Blick.

Und der Zwang zu ewiger Jugend? Wer andere, zeitbeständigere Quellen der Selbstwertbestätigung kennt als sein Aussehen, kann seinem Leib nicht nur leichter erlauben, einige Macken zu behalten – er wird ihm auch eher gestatten zu altern. Welche Perspektive bietet denn einem 70jährigen der Slogan eines Muskeltrainings: „Forever young“? Gibt es da nicht überzeugendere Wege gelingenden Alterns, die schon das Paulus-Wort andeutet: „Wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, der innere wird Tag für Tag erneuert... Denn das Sichtbare ist vergänglich, das Unsichtbare ist ewig“ (2 Kor 4, 16-18). *Bernhard Grom SJ*